

Wie man zu einer guten Note kommt

*Den Besitz von Dingen, die sich nicht so leicht erwerben lassen, schätzen wir höher. ,
Aristoteles (in den Topica)*

Studenten haben mich oft gefragt, was man braucht, um eine gute Note zu bekommen. Im Folgenden habe ich aufgelistet, was in meinen Augen dafür erforderlich ist. Zuvor aber will ich noch einen Punkt besonders betonen. Die Note wird vom Studenten festgelegt, nicht vom Unterrichtenden. Der Lehrer liest nur das Ergebnis ab. Seine Position als Notenverleser erinnert an die des Schaustellers auf einem Jahrmarkt. Wenn dort jemand „den Lukas haut“, stellt er fest, wie weit das Metallstück nach oben katapultiert wurde, und händigt den entsprechenden Gewinn aus. Wie weit das Metallstück nach oben schnell, wird vom Spieler bestimmt. Will Letzterer ein besseres Ergebnis, muss er seinen Schlag verbessern und nicht mit dem Schausteller diskutieren. Ähnlich müssen die Studenten, um bessere Noten zu bekommen, ihre Leistung verbessern und sich nicht mit dem Unterrichtenden herumstreiten. Das heißt nicht, dass sich der Unterrichtende beim Festhalten der Ergebnisse nicht irren kann. Der Student sollte deshalb immer die Möglichkeit haben, die offensichtlichen Irrtümer seiner Prüfung zu prüfen und zu diskutieren. Aber es ist unakademisch, über die Note zu diskutieren oder, schlimmer noch, zu betteln, zu protestieren oder zu drohen, um sie zu verbessern. Wenn man bedenkt, dass der Unterrichtende in den meisten Fällen eine ebenso anständige Person wie der Student ist, ist es nur fair anzunehmen, dass er eine Note aus eigener Initiative abändern wird, falls eine Überprüfung! der Leistung ein anderes Bild ergibt. Das gilt umso mehr, als die Interessen des Lehrers auf vielfache Weise zu denen seiner Studenten parallel verlaufen. Erstens bemisst sich seine Effektivität als Lehrer offenkundig nicht nach der Zahl der Durchfallnoten, die er vergibt. Wenn er zweitens entsprechend seinen Verpflichtungen schlechte Noten vergibt, so tut er das, um den Wert guter Noten, zu wahren. Würde er dem Druck zu besseren Noten nachgeben, würde er für die momentane Zufriedenheit sorgen, die ein Kind erfährt, das seinen zögernden Eltern gerade ein zweites Eis entlockt hat. Aber er würde die Zukunftschancen des Studenten beschädigen. Denn niemand hat Zutrauen zu Abschlüssen, die von einer Universität verliehen wurden, deren Lehrer für ihre Milde bekannt sind. Arbeitgeber wollen nicht gute, sondern verlässliche Zeugnisse. Und wenn Harvard und Oxford in den Augen der Privatwirtschaft wie auch staatlicher Arbeitgeber einen so guten Ruf genießen, dann hat das nichts damit zu tun, dass ihre Lehrkörper besser wären. Das sind sie nicht. Es hat damit zu tun, dass die akademischen Anforderungen strenger sind.

In seinem eigenen Interesse sollte deshalb ein Student niemals das Bild seiner akademischen Leistung verwischen, indem er um die Berücksichtigung äußerer Gründe bittet wie etwa Schwierigkeiten zu Hause, Krankheit, Liebeskummer, eine Bewährungsstrafe, die regelmäßig wiederkehrende Notwendigkeit, auf die Beerdigung seiner Großmutter oder - was in unserer hedonistischen Zeit häufiger vorgebracht wird - auf die Hochzeit seiner Schwester zu gehen. All das mag seine akademische Schwäche erklären, aber nichts davon lässt sich zur Grundlage für eine bessere Note machen. Das Einzige, was man damit erreicht, ist, dass ein Lehrer umso unglücklicher ist, je menschlicher er ist. Denn wie groß auch immer sein Mitgefühl sein mag, sein Gewissen verbietet es ihm, die Arbeiten seiner Studenten danach zu benoten, welche enge Beziehung sie zu ihren Schwestern haben.

Statt die gewünschten Resultate zu zeitigen, hat das Ins-Spiel-Bringen nicht-akademischer Erwägungen überdies oftmals genau das Gegenteil zur Folge. Denn die Notengebung ist eine höchst heikle Sache. Sie lässt sich nur angemessen vornehmen, wenn der Unterrichtende in einem Zustand völliger Unschuld belassen wird. In Grenzfällen kann er sich nicht einfach auf objektive Kriterien stützen. Er braucht das, was die Deutschen Fingerspitzengefühl nennen, Ist dieses Gespür aufgrund von Druck (der von unverhohlenen Drohungen bis zum Einsatz weiblichen Charmes reichen kann) gestört, geht die Perspektive des Notengebers verloren. Wenn er nicht mehr sicher ist, ob er glaubte, im Zuge des Prinzips, wonach die Benotung im Zweifelsfall zugunsten der Studenten ausfallen sollte, eine bessere Note zu geben oder weil er sich eingeschüchtert oder becirt fühlt (er ist ja auch nur ein Mensch), hat ein gewissenhafter Lehrer nur eine Alternative: eine schlechtere Note zu geben.

Der beste Rat an einen Studenten, der unbedingt eine gute Note haben möchte, lautet deshalb: Er soll sie sich *akademisch* verdienen. Hier sind also endlich die Anforderungen, deren Erfüllung ihm die gewünschten Ergebnisse bringen wird.

Zu allererst muss er über *Wissen und Kenntnisse* verfügen. Wie er sie erlangt, ist seine Sache. Wenn es die Regeln der Universität erlauben, kann er dem Beispiel vieler europäischer Studenten folgen, die einen Großteil ihrer Arbeit in den Cafes von Wien oder Paris erledigen und nur zur Prüfung im Seminar erscheinen. Das stellt ein erwachsenes und ertragreiches Vorgehen dar, aber es ist rigoroser, als es oberflächlich betrachtet erscheint. Die einfachste Möglichkeit, so scheint es, ist deshalb, sich an zwei Prinzipien zu halten: die Aufgaben im Lehrbuch regelmäßig durchzuarbeiten und: die Lehrveranstaltung so lückenlos wie möglich zu besuchen.

Was die Aufgaben angeht, so sollten sie vor den Seminarsitzungen gelesen werden, so dass der Student von der Wiederholung und der kenntnisreichen Diskussion profitieren kann, wenn

das Thema im Seminar zur Sprache kommt. Um das Gelesene zu behalten, sollte für jede Aufgabe ein Exzerpt erstellt werden. Es sollte kurz und kompakt sein, denn nur ein stark gerafftes Exzerpt lässt sich wirklich im Gedächtnis speichern. Zudem hilft der Prozess der kurzen Zusammenfassung dem Studenten, Originalität und logisches Denken zu entwickeln und, nebenbei, ein hoch gehandeltes Instrument von allgemeinem Nutzen auszubilden (einige der Zusammenfassungs- und Verdichtungskünstler von Reader's Digest verdienen angeblich 100 000 Dollar im Jahr). Denn ein gutes Exzerpt verlangt die Erstellung eigener Kategorien und Überschriften statt das bloße Abschreiben der im Lehrbuch verwendeten.

In dem Maße, in dem ihm das gelingt, verwandelt er nicht nur das Werk von anderen in eine persönliche Erfahrung und nimmt es dadurch gründlicher in sich auf – wenn er das Gelesene sorgsam auf das Wesentliche komprimiert hat, wird er auch, wenn die Situation es verlangt, in der Lage sein, es wieder auf seine vollen Dimensionen zu vergrößern, indem; er nicht sein beladenes Gedächtnis mobilisiert, sondern die deduktive Kraft des Verstandes.

Es gibt kein Fach, das sich nicht aus einer Handvoll gut gewählter Grundbegriffe zu seinem vollen Ausmaß entwickeln ließe. (Das Universum selbst geht zurück auf das einzelne Wort, das an seinem Anfang stand.) Darum würde ich niemals einen Studenten bestrafen, den ich bei einer Prüfung mit Notizen auf seinen Fingernägeln erwischen würde. Im Gegenteil, sofern die Ergebnisse eines solchen „Unterschleifs“ sonst zufriedenstellend sind, würde ich ihm eine Eins geben. Denn wer ein komplexes Thema auf die Größe seiner Fingernägel komprimieren kann, hat offensichtlich eine Meisterleistung vollbracht.

Neben dem Lesen und Zusammenfassen seiner Textaufgaben sollte ein Student regelmäßig seine Lehrveranstaltungen besuchen. Denn sein Lehrer wird in der Regel nicht nur die Lehrbücher und Schriften von anderen vorstellen, sondern auch die Früchte seiner eigenen wissenschaftlichen Bemühungen einbringen. Schließlich soll er auf der Ebene der Universität nicht nur lehren, sondern auch forschen. Und man weiß nie, ob der unbekannte Lehrer, der sich an die Seminarteilnehmer wendet und den Theorien der Großen widerspricht, nicht gerade dabei ist, Theorien zu entwickeln, welche die gängigen Vorstellungen über den Haufen werfen. Vielleicht ist er Einstein oder derjenige, der Einstein obsolet macht. Das bedeutet andererseits nicht, dass man nur die Erkenntnisse der Lehrenden kennen muss (so angenehm das sein mag), um eine gute Note zu bekommen. Es bedeutet lediglich, dass man sie auch braucht.

Naturgemäß jedoch wird ein Großteil der eigenen Arbeit des Lehrenden noch unveröffentlicht sein. Oder wenn er so klug wie Sokrates ist, wird es vielleicht niemals niedergeschrieben. Oder wenn er so originell wie Thorstein Veblen oder ein so bedeutender Pionier wie Gregor

Mendel ist, wird es von den Kollegen Wissenschaftlern und den Lehrbuchverfassern möglicherweise als unsolide abgelehnt. Das heißt: Je herausragender ein Lehrer ist, desto schwieriger kann es für den Studenten sein, sich mit dem erforderlichen Material vertraut zu machen, es sei denn, er besucht die Seminare, in denen der Unterrichtende viel von seinem Denken preisgibt. Die Aufzeichnungen anderer Studenten, mögen sie auch noch so sorgfältig erstellt worden sein, sind selten ein verlässlicher Ersatz und können oft eher verwirrend als erhellend wirken.

Die Notwendigkeit, sich neben den Beiträgen anderer Autoritäten auf einem Gebiet auch mit den persönlichen Beiträgen des Lehrenden vertraut zu machen, bedeutet andererseits nicht zwangsläufig, dass man ihnen auch zustimmen muss. Ein kritischer Geist, der zeigt, dass er von dem, was er in Frage stellt, Ahnung hat, wird unendlich viel besser abschneiden als der brave Kopfnicker, der für gut befindet, ohne zu wissen, was er für gut befindet. Die Grundlage akademischer Exzellenz stellt immer Wissen dar, nicht Zustimmung oder Missbilligung.

Will man gute Noten bekommen, so braucht man dafür zweitens die Fähigkeit, Wissen zu kommunizieren. So mancher Mann auf der Straße mag mehr wissen als ein Promovierter und größeren materiellen Erfolg haben. Aber um auf akademischem Gebiet erfolgreich zu sein, muss man auch in der Lage sein, sein Wissen mitzuteilen. Universitäten vermitteln diese Fähigkeit, indem sie dem Studenten drei Arten von Übungen abverlangen, die für die Ermittlung seiner Semesterabschlussnote annähernd gleich wichtig sind: schriftliche Teilklausuren, schriftliche Abschlussprüfungen und Beteiligung am Unterricht.

Will man diese drei Bestimmungsgrößen bewerten, so wiegt die Abschlussprüfung in der Regel genauso schwer wie alle Teilklausuren. Das ist vernünftig, denn der Student muss bei dieser Gelegenheit beweisen, dass er behalten hat, was er zuvor wusste, und dass er in der Lage ist, nicht nur einzelne Hürden zu überspringen, sondern das Rennen auch zu beenden. Da wir alle jedoch nur Menschen sind, kann es passieren, dass wir trotz unserer ganzen Wissensfülle am Tag des Finales aufwachen und nichts als eine graue Wüste vor Augen haben. In diesem Fall hätte der Lehrende, der als Leitfaden nur über eine Reihe früherer Teilklausuren verfügt, keine Alternative, als ein „nicht bestanden“ zu vergeben oder den Studenten dem Terror einer zweiten Abschlussprüfung auszusetzen. Oder vielleicht fühlt er sich, wenn die Abschlussklausur unerwarteterweise besser ausfiel als die Teilklausuren, nicht imstande, die Endnote so nach oben zu korrigieren, wie die erbrachte Leistung es verdient hätte. Hat der Student jedoch sein Wissen im Laufe des Semesters immer wieder mündlich unter Beweis gestellt, wird der Dozent keine Skrupel haben, einen guten Abschluss entweder

korrekt zu gewichten oder eine schwache Abschlussprüfung lediglich als „Unfall“ zu betrachten, der den realen Kenntnisstand des Studenten nicht angemessen widerspiegelt.

Abgesehen davon, dass sie den Lernprozess belebt verschafft die Beteiligung an den Diskussionen im Seminar dem Studenten also ein unschätzbar wertvolles Sicherheitspolster, das ihn vor unvorhergesehenem Scheitern in letzter Minute schützt: Da sie aber, grob gesprochen, gleichviel zählt wie jede der beiden anderen Bestimmungsgrößen für die Semesternote, wird ein Student, der zu schüchtern ist, um sich an Diskussionen in der Gruppe zu beteiligen, nicht allein aus diesem Grund die Chance verspielen, seinen Kurs mit Höchstnoten abzuschließen. Solange er in der Lage ist, sein Wissen in schriftlichen Prüfungen geschickt und stimmig zu vermitteln, hat er nichts zu befürchten. Er wird es vielleicht nur ein wenig schwerer haben.

Ist die erste Anforderung für eine gute Note *Wissen* und die zweite die Fähigkeit, *dieses Wissen zu kommunizieren*, so kommt als Drittes die Fähigkeit hinzu, *es mit akademischer Eleganz zu kommunizieren*. Einzig und allein das macht aus einem Menschen einen gebildeten Menschen. Peter Altenberg, ein geistreicher Mann aus Wien, bemerkte einmal, eine angehende Ehefrau sollte so wunderschön sein, dass man sie auch heiraten würde, wenn sie arm wäre, und so reich, dass man sie auch heiraten würde, wenn sie hässlich wäre. In gleicher Weise könnte man sagen: Ein Kandidat für eine gute Note sollte so viel wissen, dass er selbst dann bestehen würde, wenn er sich mit der Derbheit eines Pariser Taxifahrers ausdrücken würde, und er sollte sich mit einer solchen Eleganz auszudrücken wissen, dass er selbst dann bestehen würde, wenn er nichts wüsste. Es gibt viele, die in der Welt außerhalb der Universität über sehr viel Bescheid wissen, und nur relativ wenige, die sich elegant ausdrücken können. Unter sonst gleichen Umständen wird der Konkurrenzkampf letztlich diejenigen begünstigen, die zusätzlich zu den üblichen Qualifikationen auch über Manieren und Eleganz, oder, wie man es auch nennen könnte, akademischen Charme verfügen. Wer nicht darüber verfügt, sollte keinen Universitätsabschluss bekommen. Denn ohne diesen Charme wird er sich nicht von anderen unterscheiden, deshalb sollte er keinen akademischen Grad bekommen, der ihn vor anderen auszeichnet.-

Was aber ist mit akademischer Eleganz gemeint? Neben einem höflichen Benehmen (das auf der sokratischen Annahme beruht: je mehr jemand gelernt hat, desto stärker ist er sich bewusst, wie wenig er weiß) gehört dazu vor allem die Beherrschung der eigenen Sprache - die allgemeine Fähigkeit, in flüssiger Prosa zu schreiben und zu sprechen. Auf College-Ebene

sollte sie keiner Vervollkommnung mehr bedürfen, sondern bereits vorhanden sein.

Akademische Eleganz jedoch betrifft mehr als nur Verhalten und Standfestigkeit in Grammatik. Dazu gehört auch die Fähigkeit des Studenten, sich kurz, präzise und vollständig auszudrücken. Diese drei Eigenschaften müssen stets gleichzeitig erfüllt sein, so wie bei einem Gebäude die drei Dimensionen - Höhe, Breite und Tiefe - gleichzeitig stimmen müssen. Andernfalls ist die Struktur als Gebäude nutzlos oder genauer: Es ist dann überhaupt kein Gebäude, ganz egal wie perfekt die übrigen Dimensionen sind.

Eine Erklärung mag also vollständig sein und es kann ihr trotzdem an Eleganz fehlen, weil sie mit zu vielen Worten unbeholfen ausgearbeitet wurde. Sicher, wenn wir nur lange genug schreiben oder reden, dann bringen wir letztlich jede wichtige Tatsache zum Ausdruck. Aber wer wird uns zuhören oder uns dafür wertschätzen? Eine Erklärung kann durch ihre Kürze bestechen, aber ungenau sein - was noch schlimmer ist. Denn während eine ausschweifende Darlegung zumindest die Wahrheit gesagt haben kann, hat die telegrammartige Kürze möglicherweise die Hälfte der wesentlichen Dinge weggelassen. Damit wird ein Student nur eines erreichen: Er wird so schnell ein „Nicht genügend“ bekommen, wie sein Statement kurz ist. Und schließlich kann eine Ausführung genau und doch unvollständig sein. Jemand, der schmissig zwei Karten für die Nachmittagsvorstellung des Hamlet in Stratford am 29. Juli 1958 bestellt, mag präzise sein und doch die Kartenverkäufer in Ratlosigkeit stürzen, wenn er nicht genauer sagt, welches Stratford er meint, das in England, das in Ontario oder das in Connecticut. Ein Student ist deshalb immer gut beraten, an die Journalisten zu denken, die das Wer, Wo, Wann, Was und Warum eines jeden Ereignisses nennen müssen, wenn sie ihren Chefredakteur zufriedenstellen wollen.

Zwar verlangt eine gute Seminarnote die Kombination aller drei Bestandteile, die akademische Eleganz ausmachen, doch ist ein Aspekt wichtiger als die beiden anderen: die Genauigkeit. Denn Präzision führt fast automatisch sowohl zu Kürze als auch zu Vollständigkeit, und sie wird auf die gleiche Weise geschärft wie Wissen: durch Diskussion und durch die sorgfältige Durchsicht, Ordnung und Komprimierung des Lernstoffs.

Es handelt sich freilich um die Eigenschaft, die viele Studenten, vor allem in den Sozialwissenschaften, gerne als altmodische Pedanterie abtun. Und viel zu viele Dozenten haben begonnen, ihren Studenten darin zuzustimmen. Sie sind nicht in der Lage zu erkennen, warum man nicht sagen sollte: das Gesetz von Angebot und Nachfrage, sondern von Nachfrage und Angebot. Meint nicht beides das Gleiche? Fast! Warum es dann umdrehen? Weil das andere verkehrt herum ist! Zwar ist der Unterschied gering und die erstgenannte Wendung nicht wirklich falsch, aber die zweite ist genauer. Sie vereint nicht nur zwei miteinander in

Beziehung stehende Begriffe, sondern setzt sie auch in eine kausale Abfolge. Da Angebot immer das Echo von (tatsächlicher oder antizipierter) Nachfrage ist, sollte die Nachfrage aus reiner intellektueller Disziplin stets dem Angebot vorangehen.

Das Beharren auf subtilen Unterscheidungen wie diesen, die nur für den zu erkennen sind, der in Genauigkeit geübt ist, war für die umwerfenden Fortschritte verantwortlich, die in Wissenschaften wie Physik, Chemie oder Medizin gemacht wurden. Deren Beschäftigung mit dem Kleinen hat unserer Zeit sogar den Namen gegeben: das Atomzeitalter, das meisterhaftes Können bezeichnet, nicht Pedanterie. Und was sich in den Naturwissenschaften als fruchtbar erwiesen hat, ist auch in anderen Bereichen von entscheidender Bedeutung.

Die oft als unangenehm empfundene Strenge sozialistischer Argumentation beispielsweise hat mit dem haarspalterischen Ansatz der Marx'schen Dialektik zu tun, ganz im Gegensatz zu der großzügigen Vagheit, welche die moderne kapitalistische Theorie auszeichnet. Wenn Marx zwischen Arbeit und Arbeitskraft unterschied, dann mag er sich der Pedanterie schuldig gemacht haben. Aber diese Haarspalterei war der Bruch, der die Welt entzweiriss.

Dem Laien mag es pedantisch erscheinen, wenn ein Anwalt unterscheidet zwischen einem Menschen, „der auf jemanden geschossen und ihn getötet hat“, und einem Menschen, „der auf jemanden geschossen hat, der anschließend starb“. In beiden Fällen scheint das Faktum das Gleiche zu sein. Jemand hat einen Schuss abgefeuert, und ein anderer ist infolgedessen tot. Doch der feine Unterschied ist der zwischen Mord und Totschlag, zwischen ein paar Jahren im Gefängnis und einer vorzeitigen Ewigkeit im Grab. Und was würde eine junge Dame zu einem undifferenziert argumentierenden Studenten sagen, der sie nicht bittet: "Lass uns heiraten und Kinder haben“, sondern: „Lass uns Kinder haben und heiraten“. In dieser Variante steckt der Unterschied zwischen Respektabilität und Skandal.

Es gibt keinen Bereich, in dem Genauigkeit unberücksichtigt bleiben darf, nicht einmal in den Sozialwissenschaften, wo - im Gegensatz zu den physikalischen Wissenschaften - die früher gepflegte Präzision des Ausdrucks und der Begriffsbestimmung allmählich pauschalen Plattitüden gewichen ist. Ein präziser Fehler wird von einem Dozenten mehr geschätzt als eine vage Wahrheit. Mitunter wird Wahrheit Näherungswerte erlauben. Doch in anderen Fällen kann eine Behauptung zu 100 Prozent falsch sein, auch wenn sie zu 99 Prozent korrekt erscheint. Dann kann kein Betteln und Flehen den Misserfolg verhindern, so wie kein Betteln und Flehen den Zug zu einem Reisenden zurückbringt, der darüber klagt, er habe ihn nur um eine Sekunde verpasst. Es hat ihn genauso vollständig versäumt wie jemand, der um eine Stunde zu spät am Bahnsteig war.

Zusammenfassend gesagt: Ein Student muss drei Anforderungen erfüllen:

- Er muss über Wissen verfügen.
- Er muss dieses Wissen mitteilen können.
- Und er muss dieses Wissen auf elegante Art mitteilen können.

Eines jedoch ist nicht erforderlich: fraglose Unterwerfung unter die Theorien und Interpretationen irgendeiner Autorität. Denn die akademische Welt ist eine Republik, die keine Autorität anerkennt - nicht die des Staates, nicht die der Verwaltung, nicht die des Präsidenten, nicht die des Dozenten. Infragestellung ist nicht nur erlaubt, sondern das Allerwichtigste, wie sich an der Bedeutung erkennen lässt, die den Diskussionen im Seminar zugeschrieben wird; Doch diese Infragestellung muss akademisch sein, um akzeptabel zu sein.

Die bloße Behauptung und Aufrechterhaltung von Meinungen sind Privilegien der Verfassung und der Kneipe, aber nicht des Seminarraums. Dort müssen Fakten belegt und Meinungen argumentativ unterfüttert werden. Doch abgesehen von den Einschränkungen akademischer Form und Etikette ist alles erlaubt. Mehr noch: Je nachdrücklicher die Infragestellung, desto größer der Lohn, nicht nur wenn man am Ende den Sieg davonträgt, sondern sogar dann, wenn man die verlorene Schlacht bravourös geschlagen hat.

The Educational Forum, Mai 1956